

Ein Beitrag, der mir besonders gut gefiel, ist der von Daniela Dahn "Wir Zettelfalter." (Das Wort "Zettelfalter" bezieht sich auf die Ja-Stimmen bei DDR-Wahlen.) Sie denkt mit bestechender Logik über die DDR-Verhältnisse nach und formuliert frappierend einfach:

Unten hatte Angst vor Oben, und Oben vor Unten. Die Eigendynamik der Diktatur. Aber Angst allein ist auf die Dauer kein ausreichend stabilisierendes Motiv. [...] Es muß auch Nutznießer der Verhältnisse gegeben haben. Und zwar nicht zu wenig. Was haben wir genutznießt und genossen? Die zur Lethargie verführende soziale Sicherheit....

Das trifft wohl den Nagel auf den Kopf. Und nachdenklich stimmt die Einsicht:

Erkoren zu unbescholtenen Richtern sitzen wir da, mit unserem Versagen. Der Wechsel vom rechtlosen Observierten zum bevollmächtigten Ermittler fällt mir schwer.

So wird sie nicht leicht werden, die im Haus stehende Vergangenheitsbewältigung. Denn das was "hinter uns liegt" wird erst noch zu erforschen sein und wird sich noch lange Zeit in das was "vor uns liegt" einmischen. Das was "vor uns liegt" andererseits wird schon an sich kompliziert genug sein. Keine erfreuliche Perspektive, aber eine eben nicht zu umgehende und eine, die Anstrengungen erforderlich macht.

Ob den Ossi-Schriftstellern noch einmal ein gemeinsamer Rückblick gelingen wird? Ein ähnlicher Band im nächsten Frühjahr wäre ebenso interessant wie der vorliegende.

Fritz H. König
University of Northern Iowa

Kachold, Gabriele. *zügel los. prosatexte*. Berlin und Weimar: Aufbau Verlag, 1989. (Außer der Reihe. Hrsg. von Gerhard Wolf). 175 S.

Kachold (Jahrgang 1953) gehört zu den jungen Autoren, mit denen die ehemalige DDR sich schwer tat. Ihnen hatte der Aufbau Verlag unter der Leitung von Gerhard Wolf eine Reihe "Außer der Reihe" eingeräumt. Der Titel des Buches suggeriert bereits, worin es in diesen Prosatexten geht: um Wunschvorstellungen von einem ungezügelten, unkontrollierten Leben, um Zeugnisse angestauten Frusts, der sich explosionsartig Luft macht. Neu ist dieses Thema sicherlich nicht, denkt man etwa an die alternative literarische Szene der nach 1950 Geborenen von Prenzlauer Berg. Und doch ist Kacholds Sprache originär, heftig, authentisch, die Intensität des Tons häufig dem bewußt Nichtausgefeilten, Entregelten entspringend. Daneben stehen streng durchkomponierte, mit Dialektfetzen durchsetzte assoziative Reihungen, die Chaos in eingefahrene Denkmuster bringen.

Kachold—von Beruf medizinisch-technische Assistentin, Kunsterzieherin, Sachbearbeiterin, Filmemacherin und Kunstproduzentin in einer Frauengruppe—wartet mit authentischen Schilderungen "von einem Jahrstrafvollzug"

(68) in einem Frauengefängnis auf, in dem sie 1977 im Kielwasser der Ereignisse um Biermann wegen Staatsverleumdung inhaftiert war. Dieses Grunderlebnis wird bei ihr zur existentiellen Metapher: Gefangensein und Ausgesetztheit im Erfahrungsbereich der Person und spezifisch der Frau. Feministisch? Kachold, die ihre Erfahrungen als Frau radikal reflektiert, enthält sich feministischer Stereotypen. Sie läßt die Texte für sich selbst sprechen, und die sind übervoll mit differenzierter Analyse der Geschlechterbeziehungen: Sexualität und Triebunterdrückung werden thematisiert, die Doppelbelastung der Frau als Mutter und Berufstätige, sexuelle und politische Selbstbehauptung. Eine geschlechtsbezogene Schlüsselerfahrung Kacholds: "und wie sollst du mich auch begriffen haben wenn du mich nur verwechselt hast" (43).

Ausgehend vom traumatischen Erlebnis des Gefangenseins ("das andere," 57) und des drohenden Ich-Verlustes entwickelt Kachold Leit motive, die fast all ihre Texte durchdringen. Das Wort "Blut" etwa—"der saft des Lebens" (62)—und seine vielfältigen semantischen Ausformungen und Verformungen (blutlos, verbluten, ausbluten etc.) wären hier zu erwähnen, existentielle Kürzel für einen radikal analysierten Zustand gezügelten "unbehaust" (22)-Seins. Kachold schrieb ihre Texte in einer Zeitspanne von etwa sechs Jahren (von 1982-1987). Die Kapitel "tage" (1982/83), "heimatwürze" (1984/86) und "was" (1985/86) erwecken den Eindruck des Abgerundeten. "zügel los" (1987) und "aus einem fortlaufenden text" (1984) dagegen belassen es beim "ungehemmten" Bewußtseinsstrom, beim spontan formulierten, Hastigen. Vom "aufgerissenen Mund der zügellosen Geste" spricht Gerhard Wolf in einem "Vorwort." Konzipiert sind Kacholds Texte im Tone eines Schreies, eines erstickenden Schreies, eines unterdrückten Schreies: ungehemmt wütend, verhalten oder illusionslos leise, aber immer aufrichtig und waghalsig. Die Sprache wirkt zersetzend. Weltanschauliche und sprachliche Kompromißlosigkeit wird zum Zeugnis der Selbstbehauptung und Selbstfindung. Ein erzählendes Ich schreibt sich frei: "alles machen um etwas zu machen vor dem schreiben fliehen um beim schreiben zu landen" (28).

Der mit Christa Wolfs Text *Was bleibt* vertraute Leser wird sich der jungen Frau erinnern, die die in ihrer Initiative gehemmte, erstarrte Schriftstellerin besucht. Das Vorbild für diese alternative Gegenfigur, die rücksichtslos lebt, könnte Gabriele Kachold gewesen sein. Ihr politisches Credo ist der Älteren ein "vom Ursprung her Verwandtes und ganz und gar Fremdes." Bei Kachold liest sich das folgendermaßen: "wir brauchen euch nicht, denn ihr lebt ohne uns, wir sind die fruchtlos, sinnlos nachgeborenen. aber, übersehen könnt ihr uns nicht und: vergessen könnt ihr uns nicht. denn wir sind euch eine andere form von hoffnung" (81).

Gabriele Kachold macht es dem Leser nicht leicht. Er muß sich—oftmals mühsam—in ihre Texte einlesen, sich diese bearbeiten. Wer sich die Mühe macht, gerät in den Bann jener grenzenlosen Risikobereitschaft und Kompromißlosigkeit, die ein Stück DDR-Geschichte erschließen.

Christine Cosentino
Rutgers University